(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 91 Mittwoch, den 21. April **1897.**

Provinzial-Nachrichten.

(Fortsetzung aus dem ersten Blatt.)

Neustadt, 18. April. Vor einigen Monaten lief eine Postanweisung in Höhe von nicht ganz 300 Mk. an den Kaufmann B. bei dem hiesigen Postamte ein, dieselbe gelangte aber nicht an die richtige Adresse, sondern wurde von einem Unberechtigten mit gefälschter Unterschrift abgehoben. Der betreffende Schalterbeamte mußte den Betrag erstatten, da er die Postanweisung nicht, wie er sollte, dem Postboten zur Beförderung an den Adressaten übergeben hatte. Ein hiesiges Ladenmädchen lenkte den Verdacht dadurch auf sich, daß es nicht allein werthvolle Schmucksachen kaufte, sondern auch seinen Verhältnissen wenig entsprechende Geschenke machte. Es wurde verhaftet und hat jetzt ein Geständniß abgelegt, wobei es den früheren Prinzipal der Mitthäterschaft beschuldigte. Nach Angabe des Mädchens habe der Prinzipal ihm einen Theil des Geldes abgegeben. Derselbe war inzwischen in Concurs gerathen und nach Berlin verzogen. Nunmehr ist er dort in Folge amtlichen Ansuchens verhaftet und hierher gebracht worden.

Ragnit, 17. April. Ueber den Lebensgang des kürzlich in seinem 105. Lebensjahre gestorbenen Veteranen Leopold v. Bähr wird der „Tils. Ztg." Folgendes berichtet: Johann Leopold Neumann wurde am 6. März 1793 als ältester Sohn des Johann Christian Neumann und der Beate Neumann, geb. Stechel, in Ragnit geboren. Bis zu seiner Confirmation im Jahre 1808 besuchte er die Stadtschule in der hiesigen Stadt und trat dann, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen, in die Lehre bei einem Onkel in Memel. Er besaß indessen wenig Neigung und Anlage zu diesem Beruf und folgte darum gern dem Vorschlage seines Vaters, Soldat zu werden. Im Jahre 1812 wurde er bei dem Pionier-Bataillon in Graudenz eingestellt, erwarb sich durch sein offenes gerades Wesen, seine Pflichttreue und seinen Diensteifer die Achtung seiner Vorgesetzten und wurde, nachdem er bei dem Bau des Brückenkopfes in Dirschau neun Monate beschäftigt war, zum Unterofficier befördert. Nach dreijähriger Dienstzeit, während welcher er seine Kenntnisse namentlich in der Mathematik, im Zeichnen und in der Geschichte mit unermüdlichem Fleiß außerordentlich zu bereichern wußte, wurde er nach Berlin als Ingenieurgeograph und Plankammerinspector mit Officiersrang versetzt. Ein Commando zur Terrainaufnahme führte ihn im Jahre 1817 auf das Rittergut Sköna bei Düben. Die Besitzerin desselben, die Gräfin zu Solms-Teklenburg, gewährte gerne dem jungen Officier freundliche Aufnahme. Aus der kurzen Bekanntschaft entstand bald eine tiefere Neigung, und so fand im Jahre 1819 die Verheirathung des Johann Leopold Neumann mit der Gräfin zu Solms statt. Um das Gut selbst zu bewirthschaften, verließ Neumann die militärische Laufbahn und hielt sich nun in Sköna oder auch in Coswig am Hofe der verwittweten Fürstin von Anhalt-Zerbst, mit welcher seine Schwiegermutter verwandtschaftliche Beziehungen hatte, längere Zeit auf. Dabei setzte er seine geometrischen und Zeichenstudien mit großem Ernste fort, vervollkommnete sich in der Chemie, Physik und Mechanik und begann auch, sich in der Kupferstechkunst auszubilden. Nach einer neunjährigen kinderlosen Ehe starb im Jahre 1827 seine Ehefrau. Neumann verkaufte das Gut Sköna und zog mit seiner Schwiegermutter, der alten Gräfin zu Solms, nach Delitzsch. Hier wurde er von ihr an Kindesstatt angenommen und unter dem Namen v. Bähr geadelt. — Im Jahre 1830 verheirathete sich v. Bähr, welcher seither nur seinen wissenschaftlichen Studien lebte, zum zweiten Male mit Fräulein Agnes von Schlegel, der Tochter des Obersten von Schlegel in Delitzsch. Um seinen Studien ein weiteres Feld zu geben, siedelte er im Jahre 1844 nach Halle a. S. über, gab dort einen von ihm selbst gestochenen Schulatlas heraus und war an dem Conversations-Lexikon von Brockhaus, zu welchem er die Karten stach, eifrig thätig. Er wurde Director der dortigen polytechnischen Gesellschaft, war ein thätiges Mitglied der Hallenser naturforschenden Gesellschaft und wurde demnächst auch von dem Handelsminister zum Curator einer neu errichteten Gewerbeschule in Halle ernannt. Diese Aemter versah v. Bähr mit größtem Eifer bis zum Jahre 1854, in welchem er sich entschloß, in seine Geburtsstadt Ragnit zurückzukehren. Der rege geistige Verkehr, in welchem er während seines Hallenser Aufenthaltes zu den bedeutendsten Männern der Kunst und Wissenschaft der damaligen Zeit, wie Alexander von Humboldt, Rauch u. a. getreten war und welchen er es verdankte, daß er zum Mitglied der Akademie der Künste in Berlin ernannt wurde, setzte sich auch nach seiner Uebersiedelung nach Ragnit fort. Zu verschiedenen Malen wurde er auf Veranlassung des Generals Beier von Ragnit aus nach Berlin berufen, theils um kartographische Arbeiten für die Marine anzufertigen, theils um seinen Rath in Fragen der Landesvermessung zu geben. Seine zweite Frau ist im Jahre 1871 gestorben. Im Ragniter Kreishause, das er früher eigenthümlich besessen und in welchem er sich eine Wohnung gesichert hatte, beendete am 24. März d. J. ein sanfter Tod das eigenartige Leben Johann Leopold v. Bährs.

Tilsit, 17. April. Das hiesige Dragoner-Regiment hat sieben Fahrräder angeschafft, wovon fünf den Schwadronen und zwei dem Stabe zugetheilt sind. Das Rad soll namentlich im Manöverterrain Verwendung finden. Wie bekannt, müssen die Wachtmeister nach jedem Manövertage oft noch weite Strecken mit den ermüdeten Pferden zurücklegen, um die Parole für den nächsten Tag in Empfang zu nehmen. In den nächsten Herbstübungen werden daher die Wachtmeister diesen Weg zu Stahlroß zurücklegen. Täglich wird auf dem Kasernenhofe geübt, und werden die etatsmäßigen Wachtmeister, Vice-Wachtmeister und Paroleschreiber im Radfahren ausgebildet.

Lokales.

(Fortsetzung aus dem ersten Blatt.)

** (Als getrocknete Morcheln") werden vielfach nicht echte Morcheln, sondern die ihnen äußerlich ähnlichen „Lorcheln" in den Handel gebracht, deren Genuß, besonders wenn denselben alte ausgewachsene, wurmstichige und faule Exemplare beigemengt sind, leicht für die Gesundheit gefährliche Folgen haben kann. Ebenso werden als getrocknete Champignons häufig nicht diese, sondern die zerschnittenen Stiele und die Hüte des Steinpilzes nach Entfernung der Röhrenlamellen verkauft, welchen gelegentlich auch giftige Pilze, wie der „Hörnling", der „Knollenblätterschwamm" und andere beigemengt sind. Es wird daher die größte Vorsicht nicht nur beim Einsammeln, wobei alle verdorbenen und schädlichen Exemplare fernzuhalten sind, sondern auch beim Genuß derartiger Pilze anzuwenden sein, und es empfiehlt sich, die frischen wie die getrockneten Pilze vor der Zubereitung durch kochendes und kaltes Wasser zu reinigen und eventuell aufzufrischen, um alsdann alle ungesund aussehenden Stücke zu entfernen. Hierbei sei bemerkt, daß das Fleisch der eßbaren Steinpilzarten nach dem Trocknen weiß bleibt, während die gefährlichen Nebenarten beim Einsammeln an der Bruchfläche blau und beim Trocknen meist dunkel zu werden pflegen.

※ [Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts.] In einem Erkenntniß des Disciplinarsenats des Ober-Verwaltungsgerichts vom 29. Januar dieses Jahres ist Folgendes ausgesprochen: „Ein Beamter, zumal ein Polizeiverwalter, verletzt die Pflichten seines Amtes und zeigt sich zugleich des Vertrauens, das sein Beruf erfordert, unwürdig, wenn er die Bestrebungen einer politischen Partei, welche die Grundlagen der bestehenden Rechts- und Staatsordnung grundsätzlich bekämpft, bewußt unterstützt oder fördert. Die socialdemokratische Partei, welche notorisch die Grundlagen der bestehenden Rechts- und Staatsordnung grundsätzlich bekämpft und, wofern sie die Macht zur Verwirklichung ihrer Ziele hätte, bis zu deren Erreichung auf gesetzmäßigem Wege schwerlich warten würde, ist bemüht, Anhänger bei der ihr noch fern stehenden ländlichen Bevölkerung zu gewinnen, indem sie bei derselben Unzufriedenheit mit ihrer Lage zu erregen und dadurch den socialdemokratischen Ideen Eingang zu verschaffen sucht. Diesem Zwecke dienen die Versammlungen, welche die socialdemokratischen Agitatoren auf dem Lande veranstalten. Daraus folgt, daß es einem Beamten nicht gestattet ist, derartige Versammlungen irgendwie zu unterstützen oder zu fördern. Das gilt zwar nicht von der vorgängigen Genehmigung, die nach Maßgabe des Gesetzes nur unter bestimmten Voraussetzungen versagt werden darf, wenn diese nach dem Ermessen des Beamten nicht vorliegen, wohl aber von der Ueberlassung einer im Privateigenthume des Beamten stehenden, seiner Verfügung unterliegenden Oertlichkeit zur Abhaltung der Versammlung."

Das Osterei.

Von Otto von Maaß.

(Nachdruck verboten.)

Wie das Maienreis das Pfingstemblem und der Tannenbaum das weihnachtliche Wappen, so ist das Ei das altgeheiligte Abzeichen des Osterfestes. Und dies Abzeichen kehrt in mannigfachen Bräuchen und Sitten in allen germanischen und romanischen Ländern wieder, ja selbst der Russe begleitet seinen Ostergruß „Christ ist erstanden!" mit der Gabe eines Eies und erwartet mit der Antwort „Er ist in Wahrheit auferstanden!" die gleiche Gegengabe. So unbarmherzig auch unsere nivellirende moderne Zeit unter den alten Festbräuchen aufgeräumt hat, das Osterei hat sich doch erhalten, und wir wissen jetzt auch, woher sich die zähe Beharrungskraft gerade dieses Symbols schreibt. Als eine uralte traumhafte Erinnerung aus den Tagen ihrer Kindheit ist es der Menschheit im Gedächtniß, und, kaum seiner Bedeutung noch bewußt, hält sie es doch als ein Vätererbe fest.

Denn das Osterei entstammt keineswegs der christlichen Legende und ihrem Anschauungskreise. Folgen wir seinen Spuren, so finden wir es bereits in der ältesten aller Kulturen, in der egyptischen. In der egyptischen Theologie galt das Ei als das sakramentale Symbol der Erneuerung der Menschheit nach der Sündfluth. Von den Egyptern haben vielleicht die Hebräer die Heilighaltung des Eies übernommen. Bei ihnen finden wir es mit der Feier des Passahfestes verbunden, bei der es angeblich den mythischen Vogel Ziz versinnbildlichen soll! jedenfalls pflegen auch heute noch auf dem jüdischen Passahtische einige harte Eier nicht zu fehlen. Bei den Persern begleitet es als allgemein übliches Geschenk das Neujahrsfest; da aber das persische Neujahrsfest um die Zeit der Frühlingsgleiche fällt, so spielt das Ei hier doch eine ähnliche Rolle, wie bei dem hebräischen Feste. Wunderbar berührt es, das Ei dann auch bei den Griechen und Römern als ein heiliges Symbol, und zwar als das Symbol des Weltalls, zu finden. Bei den Römern wurde es besonders zu Sühnungen verwandt; bei der Herbstgleiche opferte man 100 Eier, um sich vor den Stürmen der schlechten Jahreszeit zu schützen; Juvenal schildert uns eine Alte, wie sie mit zitternder Hand das Sühneopfer von Eiern und Schwefel darbringt.

So haben, unabhängig von einander, die verschiedensten Nationen dem Ei das gleiche Gefühl der Verehrung entgegengebracht. Und dies Gefühl hat auch den gleichen Grund. Stets suchen die Völker in ihrer naiven Frühzeit nach Symbolen, die ihnen das Geheimniß der Welt und des Lebens versinnlichen und ihr Verhältniß dazu darstellen. Noch bis tief in unser Mittelalter hinein hat ja das Leben allgemein einen symbolischen Zug behalten; wir erinnern nur an den Ritterschlag oder das Zerbrechen des Stabes über dem verurtheilten Verbrecher. Das Ei aber schloß das Geheimniß der Weltenschöpfung, das größte aller Geheimnisse, im kleinen gewissermaßen ganz in sich. Es ist, wie der schweizerische Volksschriftsteller Gotthelf treffend sagt, eine geheimnißvolle Kapsel, welche ein Werdendes birgt, ein rauhes Grab, aus welchem, wenn die Schale bricht, ein neues feineres Leben zu Tage tritt. Darum war es ein besonders anschauliches Symbol des Keimens und Werdens der jungen Frühlingsnatur; und in diesem Sinne finden wir es, wie schon bei den Persern und Hebräern, auch bei unseren germanischen Vorvätern. Sie brachten ihrer Frühlingsgöttin Ostara nur unblutige Opfer, Fladen, Kränze und vor allem Eier, die mannigfach gemalt und gefärbt wurden, am liebsten, scheint es, roth, vielleicht in Anspielung auf den erstarkenden Sonnenball. Das Christenthum kam und sah mißmuthig auf die Heidenfeier, die der Königin-Göttin Ostara dargebracht wurden. Doch ohnmächtig, die heidnische Sitte aus dem Herzen des Volkes zu reißen, gab es auch ihr (wie dem Weihnachtsapfel, der Osterpalme u. s. w.) eine Deutung in ihrem Sinne. Das Osterei wurde jetzt, wie z. B. ein Gebet aus dem Rituale des Papstes Paul V. ausdrücklich sagt, das Sinnbild der Auferstehung Christi, und seine Bedeutung wurde dadurch erhöht, daß die römische Kirche, ebenso wie die griechische, den Eiergenuß während der Fastenzeit untersagte. Ein Restchen von üblem Heidengeruche haftete zwar noch lange an dem Osterei und darum wurde oft eine eigene Eierweihe vorgenommen, um die Eier vor allen bösen Gewalten zu sichern, auch wurden gern heilige Bilder, das Jesuskindlein, Engelchen oder das Lamm mit der Friedensfahne, darauf gemalt. Das bürgerte sich um so schneller ein, als ja das Frühlings-Opferei von je bunt bemalt worden war. Durch die Vermischung heidnischer und christlicher Vorstellungen und Gebräuche aber wurzelte nun die Beliebtheit des Eies vollends fest, und sehr wunderlich verwoben sich jetzt allmählich die alten und die neuen Elemente. Die Eiergabe z. B., die an vielen Orten, besonders in Frankreich, die Geistlichen erhalten, ist nichts Anderes als das alte Opfer der Ostara; die Kinder aber vergaßen die Göttin bald und glaubten, die Eier seien ein Geschenk der großen Wunderthäter, der Kirchenglocken, das sie von ihrer geheimen Weihefahrt nach Rom mitbrächten. Ein besseres Gedächtniß bewahrten sie dem anscheinend einst der Frühlingsgöttin heiligen Hasen, und dieser Erinnerung verdankt der Osterhase noch heutigen Tags das ehrenvolle, aber zoologisch höchst anstößige Zutrauen, daß er die vielen schönen Ostereier bringe:

O Osterhas, o Osterhas,
Leg dyne Eier bald ins Gras,

wie Usteri singt.

Bei dem so gekennzeichneten Ursprunge aus allgemeinen Ur-Traditionen der Menschheit kann es nicht Wunder nehmen, daß die an das Osterei anknüpfenden Sitten in den verschiedensten Theilen der christlichen Welt sich begegnen. Da haben wir das Spiel des Eiertippens oder Eierbickens, bei dem die Eier mit den Enden gegeneinander gestoßen werden; wessen Ei dabei zerbricht, der muß es dem Gegner überlassen. Dies Spiel ist in den mannigfachsten deutschen Gauen, in Belgien, Böhmen und England üblich; ja es findet sich selbst bei den mesopotamischen Christen. Wenn in England mit den Eiern wie mit Kugeln geschoben wird, so pflegt auch der Schlesier die Ostereier zu „kullern", und auf dem Harz werden sie den Abhang hinabgerollt, indes die Kinder ihnen jauchzend nachjagen. Ganz allgemein ist dann wieder das Eiersuchen, das unter vielerlei Formen geübt wird, zuweilen im Zimmer, am liebsten jedoch im Freien; und wenn die junge Welt froh erregt und lärmend unter den sprossenden Bäumen und im frischen Grase nach den bunten Gaben sucht, wer könnte da verkennen, daß das Osterei noch heut etwas Aehnliches, wie das einstige Frühlingsopfer ist und die erste Freude an der neuen Natur bedeutet: Weniger poetisch ist das Eierbetteln der Kinder, wie es in England und bei den Vlamen vorkommt. In der Gegend von Antwerpen erbitten sich die Kinder mit folgenden Versen die Ostereier:

Frau, Frau, ein Ei uns gebt,
Von der schwarzen Henne gelegt,
Henne schwarz oder Henne roth —
Das macht uns wenig Noth . . . .
Lange soll sie geben,
Lange soll sie leben!
Das erste Jahr 'nen Pfennig,
Das zweite Jahr 'nen Schilling,
Das dritte Jahr ein Pund Kuchen —
Gebt' uns Eier und Geld genug.

In der Gegend von Contich pflegt die ganze Schule auf den Bettel von „Paascheijer" zu gehen, und drollig ist es, wenn zwei Schulen einander bei dieser Thätigkeit begegnen und mit einander in eine eifrige Konkurrenz treten. In Südfrankreich richtet sich der Wunsch sehr realistisch nach dem Maße der Gabe; ein großer Korb nit Eiern verbürgt „bonas Pasques", ein kleiner nur „kleine gute Ostern." Welcher Verbrauch an Eiern infolge dieser Gaben um die Osterzeit schon frühzeitig stattfand, lehrt eine Mittheilung über König Edward I. von England, der einmal zu Ostern 450 Eier verbrauchte; übrigens kostete dies Quantum damals laut den königlichen Rechnungsbüchern nicht mehr als — 18 Pence!

Selbstverständlich wohnen dem Ei als einem Gegenstande alter Verehrung wuuderthätige Eigenschaften bei. Die Böhmen vergraben die Eierschalen im Garten unter den Bäumen, damit sie reichlicher Früchte tragen oder werfen sie in den Brunnen, um ihn vor dem Versiegen zu bewahren. Und die Mädchen schütteln dann die Bäume und fragen:

Birnenbaum, mir sage,
Wo mein Liebster heut am Tage.

Auch weiß man dort, daß, wenn Zwei zusammen ein gefärbtes Osterei gegessen haben und sich der Eine von ihnen einmal später auf der Reise verirrt, er sich nur des Eies zu erinnern braucht, um sofort den richtigen Weg zu finden. Der Genuß des Ostereies, des geweihten vor allem, ist stets heilkräftig und schützend.

Ist nun auch das Osterei uralt, so hat es doch in seinem Aeußeren dem wechselnden Geschmack der Zeiten seinen Tribut zollen müssen. Das schlichte, bunt gefärbte oder bemalte Osterei der alten Zeiten ist längst durch Hunderte von Arten ersetzt. Das Zucker- und Chokoladenei ist die Wonne der Kinder, Eier aus gröberem Stoffe, wie Holz, bergen oft Ueberraschungen in sich, Verliebte bescheeren einander Eier von sinnvoller Ausstattung (zu Jean Pauls gefühlvoller Zeit z. B. waren mit Vergißmeinnicht verzierte Ostereier beliebt) und die Reichen und Großen der Erde machen das Ei zum Luxusgegenstande, wie schon Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Ludwigs XIV. Schwägerin, ein Ei aus Schildplatt als Osterpräsent benutzte. Doch will uns das Osterei um so weniger gefallen, je weiter es sich von der Natur entfernt. Als Luxusgegenstand hat es wenig Sinn und Bedeutung; das einfache bunte Ei ist auch für unser Gefühl, was es für die alten Egypter und Germanen war: das Sinnbild der ewigen und ewiggeheimnißvollen Auferstehung der Natur.

Nansen, der Robinson des Nordens.

Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

(Leipzig, F. A. Brockhaus, 2 Bände, gebunden 20 Mk.)

Mit Vergnügen machten wir uns endlich am 7. September an die Arbeit, eine Hütte zu bauen. Wir hatten in der Nachbarschaft eine gute Stelle dazu ausgewählt, und von nun an hätte man uns täglich morgens wie gewöhnliche Arbeiter mit einem Eimer Trinkwasser in der einen und der Flinte in der andern Hand hinausgehen sehen können. So gut wir konnten, brachen wir in dem Gerölle Steine los, schleppten sie zusammen, hoben den Grund aus und bauten die Mauern auf. Werkzeuge hatten

wir nicht viel; was wir dazu am meisten verwendeten, waren unsere beiden Fäuste. Die abgeschnittene Schlittenkufe diente wieder als Spitzaxt, um die festgefrorenen Steine loszulösen, und wenn wir es mit den Händen nicht fertig brachten, den Grund auf unserer Baustelle aufzugraben, so benutzten wir einen Schneeschuhstock mit eiserner Zwinge dazu. Aus dem Schulterblatt eines Walrosses, das an ein abgebrochenes Stück von einem Schneeschuhstock gebunden war, stellten wir uns einen Spaten und aus einem an einen Querträger des Schlittens befestigten Walroßhauer eine Hacke her. Es waren zerbrechliche Dinger, wenn man damit arbeiten wollte; aber mit Geduld brachten wir es doch fertig, und langsam erhoben sich feste Steinmauern mit Moos und Erde dazwischen. Das Wetter wurde allmählig kälter und hinderte uns nicht wenig bei der Arbeit, da der Boden, den wir auszugraben hatten, härter wurde, und die Steine, die wir losbrechen mußten, festfroren; und dann kam auch Schnee. Groß war daher unsere Ueberraschung, als wir am Morgen des 12. September aus unserer Höhle krochen und das schönste Thauwetter fanden, mit 4° C. Wärme. Das war beinahe die höchste Temperatur, die wir auf der ganzen Expedition gehabt haben. Auf allen Seiten stürzten Ströme in schäumenden Fällen von dem Berge und von dem Gletscher herab, fröhlich murmelnd den Weg zwischen den Steinen zur See hinunter nehmend. Ueberall tropfte und rauschte Wasser; wie mit einem Zauberschlage war wieder Leben in die erstarrte Natur zurückgekehrt, und die Hügel zeigten wieder überall Grün. Man konnte sich nach dem fernen Süden versetzt glauben und vergessen, daß ein langer, langer Winter vor der Thür stand. Der nächste Tag fand Alles wieder geändert. Die sanften Götter des Südens, die gestern ihre letzten Kräfte angestrengt hatten, waren geflohen, die Kälte war wiedergekehrt, Schnee war gefallen und hatte alle Spuren bedeckt; nun wich der Winter nicht mehr. Auch der kleine Streifen bloßer Erde war in der Gewalt der Geister der Kälte und Dunkelheit; sie herrschten jetzt bis hinab zum Meere. Ich stand draußen und schaute mir die Gegend an. Wie öde und verlassen sah die Natur in ihrem Zauberbanne aus! Mein Blick fiel auf die Erde zu meinen Füßen. Dort unten zwischen den Steinen streckte noch der Mohn seine hübschen Blüthen aus dem Schnee hervor, die letzten Strahlen der scheidenden Sonne sollten noch einmal seine gelbe Blumenkrone küssen, dann konnte er unter seine Decke schlüpfen, um den langen Winterschlaf zu halten und im Frühjahr zu neuem Leben zu erwachen. O, wer das doch auch könnte!

Nach einwöchentlicher Arbeit waren die Mauern unserer Hütte vollendet. Sie waren nicht hoch, kaum einen Meter über dem Erdboden, aber wir hatten ebenso tief in den Grund hineingegraben, sodaß die Hütte nach unserer Berechnung hoch genug werden würde. um darin aufrecht stehen zu können. Nun handelte es sich darum, das Dach herzustellen, dies war nicht so leicht. Das einzige Material, das wir zu diesem Zwecke hatten, waren der schon früher erwähnte, von uns gefundene Baumstamm und die Walroßhäute. Den Stamm, der volle 30 Centimeter dick war, konnte Johannsen endlich, nachdem er einen ganzen Tag daran gearbeitet hatte, mit unserm kleinen Beil entzweihauen, und mit nicht geringerer Mühe rollten wir ihn über das Geröll auf die Ebene, wo er als Firststück auf das Dach gelegt wurde. Dann holten wir die Häute. Allein diese waren steif und an den Fleisch- und Speckhaufen festgefroren, über die sie gebreitet waren. Mit großer Mühe gelang es uns endlich, sie durch Benutzung von Keilen aus Walroßhauern, Steinen und Holz loszubringen. Der Transport dieser großen Häute auf dem langen Wege nach der Hütte war eine nicht weniger schwierige Aufgabe; durch Rollen, Tragen und Schleppen brachten wir es aber ebenfalls fertig. Das Schlimmste von allem war jedoch, die gefrorenen Häute über die Hütte auszubreiten. Mit drei halben Fellen wurden wir ziemlich gut fertig, indem es uns gelang, sie ein wenig zu biegen; aber die vierte Hälfte war ganz steif gefroren, sodaß wir ein Loch im Eise suchen und sie ins Meer versenken mußten, um sie erst aufzuthauen.

Im Anschluß an das Vorstehende, welches wir Nansen's soeben in der gebundenen Ausgabe erscheinenden Werke „In Nacht und Eis“ mit Genehmigung des Verlegers, F. A. Brockhaus in Leipzig, entnehmen, können wir unser Urtheil über das hochbedeutsame Werk kurz fassen.

Was Nansen geleistet, ist bewunderungswerth. Mit der Schilderung seiner einzig dastehenden Erlebnisse in den Eiswüsten des Nordpols, seines unablässigen Kampfes mit den finstern verderbendrohenden Mächten spannt er den Leser und giebt zugleich ein Bild seiner kraftvollen Persönlichkeit, eines Vorbildes wahren Mannesmuthes und echten Forschergeistes.

Die reiche, elegante Ausstattung, die die Verlagshandlung dem Werke trotz des billigen Preises zu Theil werden ließ, ist rühmend anzuerkennen; insbesondere ist die Beigabe der 8 Chromotafeln nach Originalen Nansen's, der 4 Karten und der 207 Abbildungen hervorzuheben. Text und Ausstattung vereinigen sich, das Werk für Jedermann empfehlenswerth zu machen.

Die Lieferungsausgabe wird vom 21. April ab ebenfalls komplett zu haben sein.

Wie Liebig's „Fleischextrakt“ entstand.

Freiherr von Völderndorff plaudert in sehr anmuthiger Weise im Aprilheft der „Deutschen Revue“ nach persönlichen Erinnerungen über das Haus des berühmten Agrikulturchemikers Justus v. Liebig in München. So erzählt er: „Oefters pflegte Herr v. Liebig Beispiele zu erzählen, wie bahnbrechende Entdeckungen langem, hartnäckigen Suchen widerstanden und dann plötzlich unerwartet dem Forscher in den Schooß fielen. Etwa derart ist die Geschichte seines Fleischextraktes, durch den der Name des Chemikers vielleicht populärer wurde als durch alles, was er sonst geleistet. Es war allerdings schon seit Anfang dieses Jahrhunderts vielfach versucht worden, Fleisch auf ein Minimum einzudämpfen und so ein leicht verdauliches Nahrungsmittel zu schaffen. Allein es blieb die ganze Sache den Apothekern überlassen und fand keineswegs allgemeinen Eingang. Da, Mitte der fünfziger Jahre, erkrankte, wie oben bemerkt, die älteste Tochter Liebig's am Typhus, und in ihrer Reconvalescenz wollte es mit der Ernährung nicht recht gehen. Der besorgte Vater war, wie ich mich bei meinen Besuchen selbst überzeugen konnte, längere Zeit emsig beschäftigt, auf die verschiedenste Art Fleisch zu bearbeiten, sodaß es alles Fette und Schwerverdauliche abgehen müsse und nur das absolut zur Ernährung Taugliche übrig bleibe. Eines Tages, als ich wieder zu ihm kam, sagte er: „Jetzt glaube ich, habe ich es,“ und er ließ mich eine braune Brühe versuchen, die ungefähr so schmeckte wie jetzt der Fleischextrakt, wenn er in Wasser aufgelöst wird. So blieb die Sache einige Jahre; es wurde, soviel ich mich erinnere, in der Hofapotheke, auf besonderen Wunsch für Kinder, Kranke und Schwächliche solcher Extrakt bereitet, aber nur aus Gefälligkeit. Eines Abends beim Thee stellte mir Herr v. Liebig einen exotischen, schwarz gebräunten Herrn vor, ich glaube er hieß Gilbert oder dergleichen. Derselbe erzählte von dem Leben und Treiben seiner Heimath Uruguay, über den ungeheuren Viehreichthum, und wie man dortselbst die Thiere nur der Häute wegen züchte. Mir imponirte besonders eine Geschichte, in der er uns erzählte, wie einfach dort Feldbau und Viehzucht mit einander verbunden werden. Der Besitzer einer ungeheuren Bodenfläche bepflanzt diese mit Mais, dann werden nach und nach Tausende von Rindern durch diese Maisfelder getrieben, woselbst sie alles abfressen, und wenn sie am Ende der Maiskultur herauskommen und inzwischen zu stattlichen Stieren und Kühen herangewachsen sind, werden sie geschlachtet und ihre Häute nach Europa geschafft. „Nun, und das Fleisch?“ frug ich. „Ja, das kann man nicht alles essen, das bleibt eben liegen für die Raubvögel und wilden Thiere.“ Jetzt rief Herr v. Liebig, dessen Augen immer glänzender geworden waren, plötzlich: „Heureka!“ Wir sahen erstaunt auf ihn, aber er sprach nicht weiter. Es war einige Jahre später, ich besuchte meinen Gönner in seinem Arbeitszimmer. Da nahm er ein Porzellantöpfchen vom Fenstersims. „Erinnern Sie sich noch jenes Abends, wo der Südamerikaner zum Thee bei mir war? Ja? Nun sehen Sie, in solchen Töpfchen befindet sich jetzt das Fleisch, welches ehedem nutzlos zu Grunde ging.“ Es war die erste Sendung der in Fray-Bentos errichteten Fabrik, von der ich einen der jetzt so wohlbekannten Porzellantöpfe in der Hand hielt.“

Für die Redaction verantwortlich: Karl Frank in Thorn.

Am 5. und 6. Mai d. Js., von 8 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags wird auf dem hiesigen Artillerie Schießplatz vom 3. Bataillon Infanterie Regiments von der Marwitz (8 Pommerschen) Nr. 61 **Gefechtsschießen mit scharfer Munition** abgehalten werden. Vor dem Betreten des Schießplatzes und des benachbarten gefährdeten Geländes wird gewarnt.

Wegner,
Major und Bataillons-Kommandeur.

Bekanntmachung.

Am Mittwoch, d. 12. Mai cr., findet hierselbst die diesjährige **Pferdevormusterung** statt. Jeder Pferdebesitzer ist verpflichtet, seine sämmtlichen Pferde der Vormusterungscommission vorzustellen, ausgenommen sind nur:

a. Fohlen unter 4 Jahren,
b. Hengste,
c. Stuten, die entweder Mitte Mai d. J. hochtragend sind, oder, vom 10. Mai an gerechnet, noch nicht länger als 14 Tage abgefohlt haben,
d. Pferde, die auf beiden Augen blind sind,
e. Pferde der Beamten im Reichs- und Staatsdienste, soweit dieselben zum Dienstgebrauch, sowie die Pferde der Aerzte und Thierärzte, soweit sie zur Ausübung ihres Berufs nothwendig sind. Hierbei bemerke ich, daß zu den unter e genannten Beamten nicht, wie in vielen Fällen angenommen wird, die Wirthschaftsbeamten, Inspektoren und dergleichen zu verstehen sind, daß vielmehr die Pferde dieser Personen unbedingt vorzustellen sind,
f. kontraktlich zu haltende Postpferde.

Alle übrigen Pferde ohne Ausnahme sind zur Vormusterung zu stellen. Ponnys sind keine Pferde im eigentlichen Sinne und deshalb nicht vorzuführen.

Wer die Gestellung seiner Pferde unterläßt, hat Nachgestellung derselben zu erwarten und setzt sich außerdem einer Exekutivstrafe bis 150 Mk. aus.

Für je 3 Pferde ist mindestens ein Führer zu bestellen.

Die Vormusterung beginnt um 9 Uhr Vormittags, die Pferde sind jedoch spätestens um 7 Uhr früh zum Gestellungsplatz (Marktplatz) zu bringen.

Podgorz, den 20. April 1897.

Der Magistrat.

Standesamt Podgorz.

Vom 12. April bis einschließlich 19. April cr. sind gemeldet:

a. Geburten.

1. S. dem Fleischer Josef Ciechowski-Piaske. 2. T. dem Besitzer Carl Pansegrau. 3. S. unehelich. 4. S. dem Arbeiter Karl Behrendt-Piaske. 5. S. dem geprüften Locomotivheizer Gustav Leber. 6. T. dem Rangirmeister Wilhelm Witt-Rudak.

b. Aufgebote:

1. Rentier Hans Carl Moritz Emil Lehmann-Berlin und die unverehelichte Marianna Zdrojewska.

c. Eheschließungen:

1. Gastwirth Otto Adolf Moede und die unverehelichte Justine Kühn. 2. Arbeiter Gustav Emil Epding-Chrapitz, Kreis Thorn, und die unverehelichte Anna Auguste Löfke.

d. Sterbefälle:

1. Otto Stoehr 3 J. 3 M. 24 Tg. 2. Kurt Grieser-Rudak 2 M. 27 Tg. 3. Elsa Trenkel-Stewken 1 J. 11 M. 19 Tg. 4. Karl Wegner-Rudak 1 J. 17 Tg.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.